

Beate Wagner-Hasel

ANTIKE WELTEN



HISTORISCHE EINFÜHRUNGEN

campus

Antike Welten

Historische Einführungen

Herausgegeben von Frank Bösch, Angelika Epple, Andreas Gestrich, Barbara Potthast, Susanne Rau, Hedwig Röcklein, Gerd Schwerhoff und Beate Wagner-Hasel

Band 18

Die *Historischen Einführungen* wenden sich an Studierende aller Semester sowie Examenskandidaten und Doktoranden. Jeder Band gibt einen Überblick über wichtige historische Arbeits- und Themenfelder, die in jüngerer Zeit in das Blickfeld der Forschung gerückt sind und die im Studium als Seminarthemen angeboten werden. Der Schwerpunkt liegt dabei auf sozial- und kulturgeschichtlichen Themen und Fragestellungen.

Beate Wagner-Hasel ist Professorin für Alte Geschichte an der Universität Hannover. Ihre Forschungsschwerpunkte sind die Wirtschafts- und Sozialgeschichte sowie die Geschlechtergeschichte der griechischen und römischen Antike.

Beate Wagner-Hasel

Antike Welten

Kultur und Geschichte

Campus Verlag
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH



Unter <http://www.campus.de/spezial/historische-einfuehrungen> finden Sie zu diesem Band kostenlos nützliche Ergänzungen für Studium und Lehre sowie zahlreiche kommentierte Text- und Bildquellen, auf die im Buch das Symbol der Computer-Maus verweist.

ISBN 978-3-593-50792-7 Print

ISBN 978-3-593-43723-1 E-Book (PDF)

ISBN 978-3-593-43782-8 E-Book (EPUB)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernehmen wir keine Haftung für die Inhalte externer Links. Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.

Copyright © 2017 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Guido Klütsch, Köln

Umschlagmotiv: Erechtheion (zwischen 420 und 406 v. Chr. erbaut)

auf der Akropolis in Athen © Shutterstock

Satz: Fotosatz L. Huhn, Linsengericht

Gesetzt aus der Garamond

Druck und Bindung: Beltz Bad Langensalza

Printed in Germany

www.campus.de

© Campus Verlag GmbH

Inhalt

Einleitung: Antiquierte Antike? Vom Nutzen der Alten Geschichte	7
1. Die minoisch-mykenische »Palastkultur«	15
1.1 Was Steine und Mythen erzählen: Europas Anfänge in Knossos	16
1.2 Buchhaltung und Schriftkultur: Die Entzifferung der Linear B-Tafeln	32
1.3 Der Untergang der »Palastkultur« und das Problem der Ethnogenese	39
2. Die griechische Poliskultur	51
2.1 Polisbildung: Revisionen und Perspektiven	52
2.2 Neue Schriftlichkeit und das Entstehen der Geschichtsschreibung	60
2.3 Mündliche Dichtung und Erinnerungskultur: Die Erzählung vom Trojanischen Krieg	67
2.4 Das Homerische Herrschaftssystem: Erbliches Königtum oder big men-System?	75
2.5 Der idealtypische Gesetzgeber: Solon und die Formierung der attischen Bürgerschaft	80
2.6 Tyrannenherrschaft und die Entwicklung Athens zum Kultzentrum	93
2.7 Politische Dressur im Theater: Demokratische Kultur in Athen	104

2.8 An der Polis und am Heiligen teilhaben: Das Bürgerrecht der Frauen	118
2.9 Lockende Ferne: Seeherrschaft und Piraterie im Zeitalter des Hellenismus	130
3. Das Römische Weltreich	144
3.1 Tuffstein, Tiberfurt und Salinen: Rom und seine Landschaften	147
3.2 Gründungsmythen und Exemplanteliteratur: Die Fundierung der sozialen und politischen Ordnung Roms	158
3.3 Konsenskultur und Konkurrenz in der römischen Republik	175
3.4 Das Ende des Konsenses: Politische Skandale und die Krise der Republik	194
3.5 Hungerkrisen und die Etablierung des Prinzipats . .	206
3.6 Kaiserliche Pracht: Vom aristokratischen Hauswesen zum Hof des Princeps	215
3.7 Hinter dem Vorhang: Die Nachfolgefrage und die Macht der Kaiserfrauen	222
3.8 Pompeji: Vom Leben in einer römischen Stadt	229
3.9 Weltwunder Kolosseum und die Kultur der Spiele . .	245
3.10 Das Ende des Weströmischen Reiches: Wandel oder Niedergang?	256
Danksagung	267
Bibliographie	269
Register	305

Einleitung: Antiquierte Antike?

Vom Nutzen der Alten Geschichte

»Antiquierte Antike?«: Mit dieser rhetorischen Frage überschrieb 1971 der Tübinger Altphilologe und Rhetorikprofessor Walter Jens seine Rede zur 350-Jahr-Feier des Theodor-Heuss-Gymnasiums in Heilbronn, um mit dem Untertitel zugleich die Antwort zu geben: »Perspektiven eines neuen Humanismus«. Autonomie bewahren zu können, einen geistigen Raum zu erhalten, in dem kritisches Überschreiten, Opposition und Absage sich entfalten könne, all dies sollte die Beschäftigung mit der Antike ermöglichen (Jens 1971, 57). Er spielte dabei mit der Doppelbedeutung von Antike als Wert- und Epochenbegriff. Antike kommt vom lateinischen *antiquus*, *anticus* (»alt«, »ehrwürdig«, »überkommen«) und wurde erst im 17. Jh. zum Epochenbegriff erhoben (Settis 2005). Indem Jens die Erziehung zur Kritikfähigkeit zur Leitlinie seines gerade nicht antiquierten Antikenverständnisses machte, bot er der kritischen Generation der »1968er« ein ihr zeitgemäßes Antikenbild an, das dem Glauben an die Wandelbarkeit von Normen und Werten Rechnung trug. Damit setzte er sich von seinem älteren Kollegen, dem Tübinger Gräzisten Wolfgang Schadewaldt, ab, einem Verfechter des sogenannten Dritten Humanismus der 1930er Jahre. Zeitlose Geltung von Maß, Ordnung und Schönheit, vor allem aber der Vorrang eines abendländischen Menschenbildes gehörten zum Credo der Vertreter des Dritten Humanismus (Hölscher 1989, 4–6). Sie sahen sich in einer jahrhundertealten Tradition, die bis in die Renaissance und in das Zeitalter der Aufklärung zurückreichte.

Bis ins 19. Jh. hinein dienten antike Werke als ein allgemeines Verständigungsmittel über politische und moralische Wertvorstellungen. Als es beispielsweise im 18. Jh. in Nordamerika darum ging, sich für eine bundesstaatliche oder eine zentralistische Ordnung zu ent-

scheiden, bezogen sich die Gründungsväter der Vereinigten Staaten Amerikas in ihren politischen Reden auf antike Beispiele. Die Antiföderalisten bewunderten die antiken Bürgerheere und verwarfen den Vorschlag der *Federalists*, eine dauerhafte Armee zu unterhalten, wie dies Römer und Perser getan hätten. Sie hielten dies angesichts des antiken Vorbildes der Spartaner für überflüssig. Diese hätten einst mit nur wenigen Kriegern ihr Land gegen eine Million persischer Sklaven verteidigt (Richard 1994, 79). Auf historische Richtigkeit kam es dabei nicht an. Denn die Klasse der Spartiaten, von der hier die Rede ist, bildete eine gut trainierte Kriegerkaste; sie waren quasi-professionelle Krieger, nicht Bürger, die im zivilen Leben einem anderen Beruf als dem des Soldaten nachgingen. Geschichte diente hier als Schule der politischen Moral. Aus den Schriften antiker Historiker bezog man die Vorbilder für politische Tugenden und Regierungsmodelle. George Washington sah sich selbst als neuer Cato Uticensis, der einst die römische Republik verteidigt hatte (Richard 1994, 58); französische Revolutionäre bezogen sich auf Cicero, dessen Redegewandtheit sie sich zum Vorbild nahmen, und riefen zum Sturz der Monarchie auf (Dahlheim ⁶²⁰⁰², 671–734).

Der Glaube, Aussagen antiker Autoren seien ohne Berücksichtigung des zeitlichen Abstands und des gesellschaftlichen Umfelds ihrer Entstehung ungebrochen verstehbar, wurde erst infrage gestellt, als die Beschäftigung mit der Antike verwissenschaftlicht wurde. War die Antike bis ins 18. Jh. Teil universalgeschichtlicher Betrachtungen, so bildeten sich im Laufe des 19. Jhs. unter dem Dach der »Altertums-wissenschaft« einzelne Fachdisziplinen wie Klassische Philologie, Archäologie und Alte Geschichte mit jeweils eigenen Methoden und Fragestellungen heraus. Mit ihr ging eine quellenkritische Hinterfragung der Glaubwürdigkeit antiker Autoren einher, die einer Reflexion des historischen Kontextes, in dem antike Werke standen, und damit einer Relativierung der in ihnen fassbaren Wertvorstellungen Vorschub leisteten. Manche antike Ideale entpuppten sich bei näherer Betrachtung als Missverständnisse. So wurde das Ideal einer ästhetisch vorbildhaften, in hellem Marmor schimmernden antiken Kunst, das mit dem Namen Johann Joachim Winckelmann verbunden ist, bereits im 19. Jh. durch archäologische Forschungen von Alexander Conze oder dem Architekten und Kunsttheoretiker Gottfried Semper er-

schüttert. Diese hatten in ihren Werken auf die Farbigkeit antiker Statuen und Bauwerke verwiesen, was im übrigen auch Winckelmann wusste und was inzwischen durch neue wissenschaftliche Methoden zweifelsfrei bewiesen ist (Brinkmann/Wünsche 2004).

Dass die Antike diese prominente Rolle als Bezugsrahmen für Wertvorstellungen spielen konnte, liegt nicht zuletzt an der Vorherrschaft des humanistischen Gymnasiums, das dem Erlernen der alten Sprachen, Latein und Griechisch, in allen europäischen Nationen Vorrang vor modernen Sprachen einräumte. Wer im 19. Jh. die Universität besuchte, kannte seine alten Griechen und Römer. Karl Marx (1818–1883), der Analytiker der Wirkungsweisen des Kapitals, schrieb seine Dissertation über den griechischen Philosophen Epikur. Max Weber (1867–1920), Gründervater der Soziologie, wurde mit einer Arbeit über die römische Agrargeschichte promoviert. Erst mit der Gleichstellung des Realgymnasiums und der Oberrealschule mit dem humanistischen Gymnasium, die in Deutschland um 1900 erfolgte, begann die Antike ihre prägende Kraft zu verlieren (Stroh 2013, 271–289). Dies rief wiederum jene eingangs erwähnte Re-Idealisierung der Antike im Dritten Humanismus hervor.

Humanistische
Bildung

Inzwischen sind die Natur- und Technikwissenschaften zu Leitwissenschaften geworden; die Antike hat ihre normative Bedeutung endgültig verloren. Die einst unumschränkte Rolle der altertumswissenschaftlichen Fächer als Deutungswissenschaften für die Gegenwart gilt nicht mehr. Und eben deshalb stellt sich heute mehr denn je die Frage nach dem gesellschaftlichen Nutzen der Beschäftigung mit der Antike. Zwei konträre Antworten seien dem folgenden Überblick über die antike Welt vorangestellt: Identitätsangebot versus Fremdheitsverstehen.

Antike als Epochenbegriff

Christophorus Cellarius (1708) unterteilte die *Historia universalis* in drei Perioden: *Historia antiqua*, *Historia medii aevi*, *Historia nova*. Letztere umfasste das 16. und 17. Jh.; das Mittelalter dauerte von der Herrschaft des römischen Kaisers Konstantin bis zur Eroberung von Konstantinopel durch die Osmanen. Die *Historia antiqua*, die »Alte Geschichte« bzw. »das Altertum«, beginnt bei Cellarius mit dem Assyrienreich und endet

mit dem Tod des ersten christlichen Kaisers Konstantin am Ende des 3. Jhs. n. Chr. (Cobet 2011, 878). Seitdem haben sich die Koordinaten der Epocheneinteilungen immer wieder verschoben; nur die Reihenfolge blieb bestehen. Unter Antike verstehen wir heute eine Epoche, die vom 2. Jahrtausend v. Chr. bis in die Zeit um 500 n. Chr. reicht und sich auf die griechischen und römischen Mittelmeerkulturen bezieht.

Europäische Identität?

An die Vorstellung von der normativen Geltung der Antike knüpft der 1995 gegründete Verein *Alte Geschichte für Europa* (AGE) an. Er hat es sich zur Aufgabe gemacht, den Bedarf an Vorbildern jenseits der nationalstaatlichen Geschichte zu befriedigen, der mit der Gründung der Europäischen Union entstanden ist. In der Gründungserklärung des Vereins werden überzeitliche Werte wie etwa antike Bürgerstaatlichkeit (bzw. Demokratie) oder die Geltung des Römischen Rechts im modernen Recht betont. Nach Auffassung des Vereins könnten antike Traditionen das Fundament eines neuen Europas bilden. Denn viele der heute in der Europäischen Union versammelten Staaten waren einmal Teil des Römischen Reiches und bildeten »in der Antike für mindestens fünfhundert Jahre bei vielerlei regionalen Besonderheiten doch eine riesige politisch-kulturelle Einheit, in welcher eine kaum überschaubare Vielzahl von Nationalitäten friedlich nebeneinander existierte, in einem Gebiet gut viermal so groß wie die heutige EU« (Girardet 1998, 26). Der Saarbrücker Althistoriker Klaus Martin Girardet verneint die »imperialistische« Entstehungsgeschichte des Römischen Reiches nicht. Aber entscheidend ist für ihn dessen Einschätzung als eine »umfassende Kultur-, Rechts- und Wertegemeinschaft«, und eben das qualifiziert in seinen Augen das Römische Reich als Vorbild für die heutige Staatengemeinschaft (Girardet 1998, 27 f.).

Fremdheitsverstehen

Es gibt auch Gegenstimmen, die eine solche identitätsstiftende Funktion der Antike als eurozentristisch ablehnen und eine globale Perspektive einfordern. 2005 ist eine kleine Studie des Klassischen Archäologen Salvatore Settis erschienen, die der *Zukunft des Klassischen. Eine Idee im Wandel der Zeiten* nachspürt. Sein Ausgangspunkt ist genau die Frage, wie sie Girardet stellte, ob die Antike als gemeinschaftliche Wurzel der abendländischen Kultur ein iden-

titätsstiftendes Element der Europäischen Union bilden könne (Settis 2005, 9 f.). Settis verneint dies klar, weil er ein europäisches Überlegenheitsdenken ablehnt und sich gegen eine Indienstnahme der Antike für die Begründung einer kulturellen Hegemonie des Abendlandes gegenüber dem Rest der Welt strikt verwahrt (ebd., 19). Dennoch ist er optimistisch, was den Nutzen der Antike angeht, setzt jedoch einen anderen Akzent. Er unterstreicht nicht die Tradition, sondern die Fremdheit der Antike. Settis will die Antike in das vielstimmige Konzert der Völker der Welt »einfügen«. Der Weg dahin führt in seinen Augen zum einen über das konsequente Historisieren und Kontextualisieren der Bemühungen um Rückbesinnung auf die Antike. Es gibt für ihn nicht *die* Antike, sondern nur verschiedene Arten, sich dieser Tradition zu bemächtigen. Sein Buch bietet einen Überblick über verschiedene Rezeptionsphasen und Rezeptionsarten der Antike von der Renaissance bis zum 20. Jh. Komparatistik bzw. das Anwenden der vergleichenden Methode ist für ihn ein weiterer Ansatz, der die Vielfalt und Komplexität der klassischen Kulturen erkennen lässt und die Klassischen Altertumswissenschaften in die Lage versetzt, sich mit den Experten des »Anderen« zu verständigen. Sein Gewährsmann ist der Kunsthistoriker Aby Warburg, der den Kulturvergleich von seinem akademischen Lehrer Hermann Usener übernommen und in die Kunstgeschichte eingeführt hat. Für Warburg sind die Kunsterzeugnisse der klassischen Kulturen vergleichbar mit denen der Hopi-Indianer Nordamerikas. Alterität, nicht Identität macht nach Settis das Studium der Antike lohnend. Die Beschäftigung mit einer differenzierten, nicht auf ein klassisches Podest gestellten Antike dient ihm als »Schlüssel zum Verständnis der kulturellen Vielfalt unserer heutigen Welt und ihrer gegenseitigen Durchdringung« (ebd., 20). Eine Einbeziehung der »antiken« Kulturepochen anderer Welträume, etwa Asiens oder Mesoamerikas, wie dies neuerdings versucht wird (Schüren u. a. 2015), impliziert dieser Ansatz nicht.

Betrachtet man aktuelle Einführungswerke, so orientieren sich diese meistens an der politischen Ereignis- und Institutionengeschichte und folgen einem chronologischen Aufbau, der in der Regel mit dem frühen Griechenland beginnt und bis zum Ende der römischen Kaiserzeit reicht (Gehrke/Schneider 2000/4/2013;

Einführungs-
werke

Leppin 2005; Walter 2012). Zugenommen haben Einführungswerke, die nur einen Kulturraum behandeln, das antike Griechenland (Schmidt-Hofner 2016; Hall 2017; Ober 2015) oder das antike Rom (Beard 2016; Blösel 2015; Huttner 2008; Sommer 2013 und 2014). In einigen Einführungswerken haben auch die Geschichte der Antikenrezeption und die Geschichte des Faches einen gebührenden Platz gefunden (Dahlheim 1996/⁶2002, 671–734; Gehrke/Schneider ⁴2013, 1–20). Die Ausrichtung an der politischen Geschichte hat Tradition; das Erzählen der politischen Ereignisse war seit Entstehen der Alten Geschichte als wissenschaftliche Disziplin die vorherrschende Form, sich die Antike zu vergegenwärtigen. In jüngerer Zeit sind systematisch angelegte Einführungswerke hinzugekommen. Das von Eckart Wirbelauer herausgegebene Lehrbuch *Antike* (2004) enthält neben chronologischen und systematischen Übersichten auch Überblicksartikel über neue konzeptionelle Ansätze wie Geschlechter- oder Umweltgeschichte. Im Wachsen begriffen ist inzwischen die Zahl der Einführungswerke zu Spezialthemen, etwa zur antiken Wirtschaft (Finley 1977; Austin/Vidal-Naquet 1984; Drexhage/Ruffing 2002; Sommer 2013a; von Reden 2015), zur Sklaverei (Schumacher 2001; Herrmann-Otto 2009; 2013), zur Religion (Bruit Zaidman/Schmitt Pantel 1989; Rüpke 2001; Veyne 2008; Scheid 2003) und zur Frauen- und Geschlechtergeschichte (Späth/Wagner-Hasel 2000/²2006; Scheer 2012). Eine weitere Variante von Einführungswerken informiert über Methoden der altertumswissenschaftlichen Teildisziplinen, die zur Klassischen Philologie, Archäologie und Alten Geschichte hinzugekommen sind, wie Numismatik, Papyrologie und Epigraphik (Günther 2001; Blum/Wolters 2006), sowie über deren Quellen wie Münzen, Papyri, Inschriften, Statuen und Vasen. Viele Einzeldisziplinen der Altertumswissenschaft wie die Archäologie (Borbein 2000; Hölscher 2002; Renfrew/Bahn 2009), Ägyptologie oder Vorderasiatische Altertumskunde (Nissen 1983; 1999) haben ihre eigenen Einführungswerke.

Eine andere
Geschichte

Warum also den vorliegenden Einführungen eine weitere hinzufügen? Mich beschäftigt die Frage, wie eine chronologische Darstellung der antiken Welt, die am politischen Wandel orientiert ist, mit einer systematischen Herangehensweise verknüpft werden kann, die sowohl die Wirtschafts- und Sozialgeschichte als auch die Kul-

tur- und Geschlechtergeschichte einbezieht. Im 19. Jh. wurde das Problem der Verknüpfung von Chronologie und Systematik in der Weise gelöst, dass neben Werken zur politischen Ereignisgeschichte sogenannte »Privataltertümer« verfasst wurden, welche das vermeintlich Beständige in den Blick nahmen, nämlich die Sitten und Gebräuche, die den Alltag prägten: die Wohnhäuser, die Speisege-wohnheiten, die Familie mit ihren Heirats- und Bestattungsritualen, das Verhältnis der Geschlechter, die Wirtschaftsweise (Momigliano 1999; Wagner-Hasel 1998; Nippel 2013). Um 1900 wurden auch diese Gegenstände historisiert, d. h. es wurde nach dem Wandel der Wirtschaftsweise oder der Familienformen gefragt. Es entstanden eigene Werke zur Sozial-, Wirtschafts- und Frauengeschichte, die mit einer theoretischen Reflexion der behandelten Gegenstände einhergingen. Ein Beispiel stellt die Entwicklung von Stufenmodellen dar, die dazu dienten, unterschiedliche Wirtschaftsweisen oder Verwandtschaftsordnungen zu systematisieren. Inzwischen haben sich die methodischen und theoretischen Zugriffe vervielfältigt; die Anregungen dazu stammen vielfach aus Nachbardisziplinen wie der Soziologie, Ethnologie und Politologie. Sie haben nicht nur Kategorien- und Begriffsbildung beeinflusst, mit denen antike Befunde erfasst werden, sondern auch zu grundsätzlichen Perspektivenverschiebungen beigetragen. Gerieten mit der sogenannten Neuen Sozialgeschichte der 1970er Jahre neben den politischen Akteuren nun auch andere gesellschaftliche Gruppen wie Sklaven, Arme, Alte, Fremde und Frauen in den Blick, so ist mit der Neuen Kulturgeschichte und Historischen Anthropologie der 1990er Jahre das Individuum mit seinen Erfahrungen in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt. Nur geht es hier nicht mehr um die sogenannten großen Männer, die ihren angestammten Platz in der politischen Ereignisgeschichte haben, sondern ganz allgemein um Mentalitäten, Verhaltensweisen und soziale Praktiken von ganz unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen.

Ein sowohl chronologischer als auch systematischer Zugriff ist nicht ohne radikale Begrenzung möglich. Deshalb liegt der Fokus weniger auf politischen Ereignissen als vielmehr auf politischen Strukturen. Um den Wandel in den Blick nehmen zu können, habe ich mich in diesem Buch für eine Konzentration auf Krisen- und

Umbruchphasen entschieden: auf den Übergang von der minoisch-mykenischen Zeit zur entstehenden Polis; auf den Sturz der Tyranis und die Entstehung der attischen Demokratie, auf die Gründung und Krise der römischen Republik und auf die Herausbildung des Prinzipats. Als >Grundgewebe< dienen die Ausführungen zum Entstehen der Schrift und zu den Anfängen einer schriftlichen Form der Erinnerung des Vergangenen. Dies ist auch der Grund, warum der Überblick anders als viele Einführungswerke die bronzezeitlichen Kulturen des 2. Jahrtausends einbezieht, da hier die ersten Schriftzeugnisse entstehen. Das eigentliche >Gewebemuster< aber liefern die systematischen Schwerpunkte, die der Vielfalt der Subdisziplinen mit ihren spezifischen Fragestellungen und Methoden Rechnung tragen: die Rechts-, Kultur- und Religionsgeschichte, die Wirtschafts- und Sozialgeschichte, die Geschlechtergeschichte. Da es nicht möglich ist, die Breite der neuen Einsichten, die auf diesen Gebieten gewonnen wurden, in einem Band zu präsentieren, wurden in den einzelnen Kapiteln thematische Schwerpunkte gesetzt. Forschungen, die das Fremdheitsverstehen fördern, erhielten Vorrang vor traditionellen Positionen. Zudem werden in jedem Kapitel unterschiedliche Überlieferungsarten bzw. Quellengattungen vorgestellt (Überblick bei Leppin 2005, 18–34), die – um im Bild zu bleiben – den Stoff bilden, aus dem Geschichte >gewoben< wird.

1. Die minoisch-mykenische »Palastkultur«

Im Palast des Minos – so lautet der Titel eines äußerst erfolgreichen Buches über die Ursprünge der europäischen Geschichte, das 1913 erschien. Es beginnt mit dem Satz: »In Knossos gräbt Sir Arthur Evans Märchen aus.« Die Autorin, Bertha Eckstein-Diener, eine Wiener Industriellentochter, die der anthroposophischen Bewegung um Rudolf Steiner nahe stand, hatte damals gerade begonnen, sich als Kulturhistorikerin einen Namen zu machen (Mulot-Deri 1987). In den 1920er Jahren sollte die Studie über *Mütter und Amazonen* folgen, in der sie sich der Idee eines ursprünglichen Matriarchats annahm, die in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. von dem Basler Rechtshistoriker Johann Jakob Bachofen in die Altertumswissenschaft eingebracht worden war. Dass Eckstein-Diener das minoische Kreta zum Sujet ihres ersten Werkes wählte, zeigt die Faszination, die um 1900 von der Archäologie ausging. Diese gab vor, Licht in die Wirkungsstätten der antiken Mythologie zu bringen und zugleich die materiellen Grundlagen für die Bachofen'sche Idee einer ursprünglichen Frauenherrschaft zu liefern, die in den neu entstandenen Kultur- und Sozialwissenschaften um 1900 breite Resonanz gefunden hatte (Wagner-Hasel 1992). Kreta war nach Auskunft unserer ältesten literarischen Quelle, den Epen Homers, das Herrschaftsgebiet des Königs Minos, eines Sprösslings des olympischen Göttervaters Zeus, und der Europa, einer phönizischen Königstochter, nach der bereits in der Antike ein ganzer Kontinent benannt wurde (Demandt 1998). Ihren Sohn Minos machte Evans zum Namensgeber der von ihm entdeckten kretischen Kultur des dritten und zweiten Jahrtausends v. Chr. Das minoische Kreta fungiert seitdem in doppelter Weise als Projektionsfläche des Eigenen und des Fremden: In den Augen der Frauenbewegung steht die minoische Kultur für eine friedliche, feminine Gegen-

welt zum kriegerischen Patriarchat, wobei als Beleg vor allem Fresken mit Frauendarstellungen dienen, die in der Imagination von Bertha Eckstein-Diener geradezu modern anmuten:

»Auf Terrassen, in Gruppen plaudernd, sahen merkwürdig moderne Damen, onduliert, mit Reifröcken und Stöckelschuhen, über Gärten hinweg, Kampf und Sport der Männer zu, die braun und schlank, glattrasiert, mit lockigem Haupthaar, in ihrer Nacktheit seltsam abstanden von den überkleideten Frauen. Nur ein Lendenschurz mit goldenem Gürtel zog die Taille wespengleich ein. Weiße oder helle Wickelgamaschen schützten den Fuß bis zur Wade. Als ein französischer Gelehrter die minoischen Hofdamen, wie aus einem Modeblatt geschnitten, zum erstenmal erblickte, soll er gerufen haben: »Mais ce sont des Parisiennes!< [...] Die minoische Frau stand ungefähr auf dem Standpunkt der heutigen Durchschnittsmondäne« (zitiert nach Mulot-Deri 1987, 184 f.).

Gegenwart und Vergangenheit gehen in der Vorstellungswelt der Wiener Kulturhistorikerin ineinander über; das minoische Kreta des 2. Jahrtausends wird zum Spiegel ihrer eigenen Zeit. Für die Fachwissenschaft, die dieses Bild durchaus bedient hat, geriet das minoische Kreta aufgrund seiner andersartigen Architektur, die keinerlei Ähnlichkeiten mit den Tempelbauten des klassischen Griechenland aufweist, ebenfalls zum radikal Anderen, zumal auch die in den 1950er Jahren entzifferten Schriftzeugnisse mehr Gemeinsamkeiten mit den Schriften des Vorderen Orients als mit denen des klassischen Griechenlands besitzen.

1.1 Was Steine und Mythen erzählen: Europas Anfänge in Knossos

Ausgrabungsgeschichte

Der Name Knossos war seit der Antike »mit dem Platz sechs Kilometer südlich von Heraklion verbunden geblieben, wo auf den Feldern, in den Olivenhainen und den Weinbergen die Spuren der antiken Vergangenheit offen zutage lagen« (Fitton 2000, 227). Aber gegraben wurde nicht. Bis ins 18. Jh. war die Erforschung der antiken Welt des Mittelmeerraumes »auf antiquarische Wei-

se durch Reisen und Beschreiben betrieben worden«; erst »durch die neue Wissenschaft der Archäologie« wurde die Erforschung des Altertums mit dem Spaten auf eine neue Grundlage gestellt (Fitton 2004, 229).

Evans war nicht der erste und einzige, der auf Kreta grub. Seit der zweiten Hälfte des 19. Jhs. hatten Hobbyarchäologen auf dem flachen Hügel namens Kephala (»Hügel des Herrn«) zu graben begonnen. 1878 unternahm der griechische Altertumsforscher Minos Kalokairinos, der als Dolmetscher im britischen Konsulat in Chania arbeitete und sich zudem im Öl- und Seifenhandel betätigte, auf dem Hügel eine Versuchsgrabung und barg zwölf riesige Tonkrüge (gr. *pithoi*). Er war offensichtlich in den später Westmagazin genannten Teilabschnitt der Anlage geraten. Vier von den Pithoi, die noch Getreidekörner enthielten, bildeten den Grundstock für ein archäologisches Museum in Heraklion, während die anderen Gefäße an die Museen der europäischen Metropolen gingen. Diese Funde lockten viele ausländische Archäologen an, so 1886 auch den deutschen Kaufmann Heinrich Schliemann, der in den 1870er Jahren die Stätten eines anderen Mythos, nämlich die Schauplätze der Ereignisse um den Trojanischen Krieg, ausgegraben hatte: das Mykene des griechischen Helden Agamemnon (1876) und Tiryns (1871) sowie Troja (ab 1868), den Schauplatz des zehnjährigen Krieges zwischen Achaiern und Trojanern um die schöne Helena. 1895 gelang es dann nicht Schliemann, sondern dem Briten Arthur Evans (1851–1941), der den kretischen Hügel erstmals 1894 aufgesucht hatte, das ganze Terrain von Knossos für 122.000 Piaster zu kaufen. Anders als Heinrich Schliemann war Evans ausgebildeter Historiker und hatte in Oxford und Göttingen Geschichte studiert. In Illyrien (Dalmatien) fand er ein erstes Betätigungsfeld, wurde aber 1882 von den österreichischen Behörden ausgewiesen, weil er zu sehr mit der illyrischen Freiheitsbewegung sympathisiert hatte. 1884 erhielt er den Posten des Direktors des *Ashmolean Museum* in Oxford, den er bis 1908 innehatte. Nach Kreta hatten ihn Funde von Siegeln gelockt, die ein Freund 1893 von einer Kretareise ins *Ashmolean Museum* mitgebracht hatte. Aber erst nach Ende der Osmanischen Herrschaft konnte er an die Realisierung seines Vorhabens denken. Am 1. März 1900 begannen die Grabungen, die Evans 35 Jahre in Atem halten sollten. In nur drei

Kampagnen von jeweils drei Monaten Dauer (1900–1902) legte Evans mit seinem Team rund 20.000 Quadratmeter frei.

Die freigelegte Anlage öffnete den Blick auf mehrstöckige Ruinen mit farbigen Wandbemalungen, Pflasterungen, lebensgroße Tongefäße, Fayencen, unzählige Siegel und Tontafeln, Webgewichte und vieles mehr. Seine Ergebnisse, über die Evans in der Zeitschrift der *British School of Athens* regelmäßig berichtete, fasste Evans später in dem mehrbändigen Werk *The Palace of Minos at Knossos* zusammen, das zwischen 1921 und 1936 erschien (Fitton 2000, 227–236; Faure 1976, 17–29).

Der wissenschaftliche Wert der Grabungen von Evans ist umstritten. Um die ausgegrabenen Ruinen vor dem Zusammenbruch zu bewahren, stützte er sie mit Stahlträgern und Beton ab – eine heute höchst umstrittene Rekonstruktionsweise, die bereits Federico Halbherr und Luigi Pernier, die zeitgleich mit Evans im Süden Kretas, in Phaistos, gruben, ablehnten. Auch die großflächig angelegte Grabung besaß ihre Tücken. Viele eilig geborgene Funde konnten gar nicht ausgewertet werden; ein Großteil verschwand in Magazinen und wurde 60 Jahre lang nicht beachtet. Heute fehlen oft die Etiketten, von vielen Funden lässt sich der genaue Fundumstand nicht mehr rekonstruieren, zumal Evans sich in seinen Publikationen und Grabungstagebüchern mehrfach widersprach und vielleicht selbst den Überblick nicht behalten hatte.

Periodisierung

Zu Beginn des 19. Jhs. hatte der dänische Vorgeschichtsforscher Christian Jørgensen Thomson (1819) das bis heute gebräuchliche Stufenschema »Steinzeit – Bronzezeit – Eisenzeit« entwickelt. Es handelt sich um ein ausschließlich technologisches Schema, das sich am Fortschritt der Produktionstechniken orientiert und daher ein dem industriellen Zeitalter angemessenes Periodisierungsschema darstellt (Schnapp ³2011, 323–327). Gelehrte des 18. Jhs. differenziierten dagegen zwischen Wildheit, Barbarei und Zivilisation und orientierten sich damit an der Verfeinerung der Sitten. Noch aus der Antike stammt die Unterteilung in Wirtschaftsstufen (Jäger – Hirten – Ackerbauern), die im 19. Jh. vor allem von Nationalökonomien weiter entwickelt wurde, um dem wirtschaftlichen Wandel gerecht zu werden, der durch die Industrialisierung ausgelöst worden war. Dazu gehört beispielsweise die Unterscheidung zwischen Haus-

Stadt- und Volkswirtschaft. Auch die Trennung zwischen einer matriarchalen und patriarchalen Phase fügt sich in dieses neue Bemühen um die Entwicklung von Kulturstufenmodellen, an dem nahezu alle Wissenschaften im 19. Jh. beteiligt waren. Während die meisten evolutionstheoretischen Konzepte des 19. Jhs. jedoch kritisiert und relativiert worden sind, ist das technologische Schema der Unterteilung in Stein-, Bronze- und Eisenzeit unangefochten geblieben.

Wo Bronze, aber kein Eisen gefunden wird, befinden wir uns im Bronzezeitalter, das für die Mittelmeerwelt für die Zeit zwischen 3000 und 1000 v. Chr. angesetzt wird. Dieses Schema kannte Evans, als er zu graben begann. Er unterteilte dieses technologische Schema in weitere Abschnitte, die an Keramikstilen orientiert sind und die Aufstellung einer relativen Chronologie erlaubten. Eine relative zeitliche Einordnung konnte Evans vornehmen, indem er Geländeschnitte anlegte und in Schichten aufteilte. Die Benennung der einzelnen Schichten erfolgte nach dem sagenhaften König Minos: frühminoisch, mittelminoisch, spätminoisch. Je differenzierter sich in der Folge die Fundsituation herausstellte, desto ausgefeilter wurden die Unterteilungen: frühminoisch I, II, III, frühminoisch I A und B etc. Für die mittelminoische Zeit wird auch zwischen einer frühen (1950–1700) und einer späten Palastzeit (1700–1450) unterschieden. Für die spätminoische Zeit gilt eine weitere Unterteilung in die Zeit der letzten Paläste (1450–1375/50) und in die Nachpalastzeit (1375/50–1200). Auf dem Festland heißen die Phasen nach der antiken Bezeichnung für Griechenland, Hellas, frühhelladisch, mittelhelladisch und späthelladisch. Hier wird die späthelladische Zeit obendrein nach dem Fundort Mykene als mykenische Zeit benannt. Diejenigen, die von einer Eroberung Kretas durch die Mykener ausgehen, bezeichnen auch die letzten Phasen der bronzezeitlichen Kultur auf Kreta als mykenisch (Hölscher 2002, 47–54; Bähler ²2012, 50–55).

Diese Schemata, die stets eine Dreiteilung aufweisen, unterstellen alle eine Reife-, Blüte- und Verfallszeit. Absolute Chronologien, d. h. die Umrechnung in für uns gültige Jahreszahlen, sind vereinzelt möglich. So ist eine genaue Datierung der Denkmäler mit Hilfe von Synchronismen erfolgt: Trägt z. B. der Deckel einer Alabastervase aus Knossos den Namen und Titel des Hyksoskönigs Chian, so lässt sich

mittels der ägyptischen Geschichte, die Chronographien in Form von Dynastien kennt, die Vase in die Zeit um 1630 v. Chr. datieren. Absolute Datierungen sind aber erst mit Hilfe der Radio-Carbon-Methode und der Kalium-Argon-Methode möglich geworden, über die Evans noch nicht verfügte. Die radiometrische Verfahrensweise ist ein Kind der Atomphysik und fand nach dem Zweiten Weltkrieg Eingang in die Archäologie (Renfrew/Bahn 2009, 96–128).

Eine
feminine
Kultur?

Die Funde, die Evans machte, gehören vorwiegend in die mittelminoische Periode. Die von ihm ausgegrabene Anlage in Knossos unterscheidet sich stark von den bekannten Bauten der Antike, deren Überreste Reisende um 1900 noch in Athen oder Rom sehen konnten und die aus der Zeit zwischen 500 v. und 500 n. Chr. stammen. Um einen großen Innenhof gruppieren sich Räume, die – nach den Kleinfunden und Fresken zu urteilen – verschiedene Funktionen hatten. Im Westteil mit den großen Vorratsgefäßen lagen Wirtschaftsräume, im Ostteil Wohn- und Kulträume. Auch Anlagen in Phaistos in der Mesara-Ebene im Süden Kretas, in Mallia an der Nordküste, in Kato Zakros im Osten und auch der neuerdings entdeckte Palast von Galatas weisen diese Baustruktur auf. Die Anlage ist nicht symmetrisch aufgebaut wie die späteren Bauten des klassischen Griechenland, sondern agglutinierend (»ankleidend«). Evans hielt die ausgegrabenen Teile für Ruinen eines Palastes aus dem 2. Jahrtausend v. Chr., in dem seiner Meinung nach ein Priesterkönig herrschte. Grundlage für diese Annahme bildeten einige Freskenabbildungen, die in die späte Palastzeit (1700/1600) zu datieren sind: das sogenannte Tempelfresco, das Olivenhainfresco und das Fresko des »Lilienprinzen«. Sie zeigen weibliche und männliche Personen schreitend, tanzend, sitzend. Eben diese Fresken waren es, die die Phantasie der Ausgräber und ihres Publikums beflügelten.

Evans hatte das Bild einer höfischen und zugleich modern anmutenden Gegenwart zum klassischen Griechenland, das die eingangs zitierte Wiener Kulturhistorikerin Bertha Eckstein-Diener so faszinierte, selbst vorgegeben: eine große Schautreppe im Ostteil des Geländes, die alle ausgegrabenen Bauanlagen dieser Zeit aufweisen, vor allem aber einige in der Nähe der Treppe gefundene Freskenfragmente, aus denen er die Figur des »Lilienprinzen« rekonstruieren ließ, in der er das Abbild eines Priesterkönigs zu erkennen meinte



(Abb. 1: Der »Lilienprinz«; siehe »Bildquellen« unter www.campus.de). Zwar ging Evans von einer partiellen Separierung der Welt der Geschlechter aus. Doch ein orientalisches Haremsleben mit vollkommener Abgeschlossenheit der Frauen von der Öffentlichkeit, wie dies zu seiner Zeit für das klassische Athen angenommen wurde (Wagner-Hasel 1988), mochte er sich nicht vorstellen (Röder 1996, 331). Im Gegenteil: Da auf Fresken weibliche Figuren oft den Vordergrund bevölkern, während Männer im Hintergrund stehen, schrieb er den minoischen Frauen sogar eine Vormachtstellung zu und vermutete eine matriachale Stufe der Gesellschaft, allerdings unter der Leitung eines Priesterkönigs. Einen mit steinernen Sitzen ausgestatteten Raum am Rande des Westhofes deutete er als Thronraum, in dem der Priesterkönig Zeremonien ausführte (Abb. 2: Der Thronraum; siehe »Bildquellen« unter www.campus.de).



Höfische
Traumwelt?

Beginnt die europäische Geschichte mit Königreichen und Hofgesellschaften, die zugleich modern anmuten und mit emanzipierten Frauen bevölkert sind? Sind das unsere Ursprünge? Das Bild, das Evans und in seinem Gefolge Amateurhistorikerinnen von den Anfängen der europäischen Geschichte gezeichnet haben, ist bis in die 1970er Jahre innerhalb und außerhalb der Fachwissenschaft populär geblieben. Erst in den 1980er Jahren setzte eine ideologiekritische Auseinandersetzung mit den Voraussetzungen dieser Konzepte ein. Es wurden die damals angewandten Methoden kritisch überprüft, was zu neuen Rekonstruktionen der Funde und damit auch zu einer Neuinterpretation geführt hat (Wagner-Hasel 1992; Röder 1996).

Grundlage dieser femininen Interpretation der archäologischen Funde bildet das gynaikokratische Modell des Basler Rechtshistorikers Johann Jakob Bachofen (1815–1887). Dieser hatte einige Jahrzehnte zuvor aus den antiken Mythen einen Wandel von einer gynaikokratischen bzw. mutterrechtlichen Kultur zu einer vaterrechtlichen Rechtsordnung herausgelesen. Es handelt sich dabei um ein evolutionäres Modell. Bachofen ging davon aus, dass alle Völker dieselbe Entwicklung nehmen und eine gynaikokratische oder mutterrechtliche Phase durchlaufen. Um die Jahrhundertwende war die Idee unter Rechts- und Religionshistorikern populär geworden: Sie schlossen jedoch eine Gynaikokratie aus, in der Frauen herrschen (von gr. *gyné* = Frau; *krátein* = herrschen), erkannten aber ein Matri-

archat (wörtlich: Mutterherrschaft, lat. *mater* = Mutter, gr. *árchein* = leiten, führen) an, das den Müttern Vorrang vor den Vätern eingeräumt habe. Die Grundlage dieser Konzepte bildete die Beobachtung von Rechtsethologen, dass in manchen Teilen der Welt verwandtschaftliche Zugehörigkeit allein über die mütterliche, nicht über die väterliche Abkunft bestimmt wird. In Cambridge hatten James George Frazer (1854–1941) und Ellen Harrison (1850–1928) Bachofens Ideen aufgegriffen und für die vermeintlich matriachale Phase Griechenlands das Konzept eines magischen Königtums entwickelt, auf das Evans zurückgreifen konnte. Es fehlte damals eigentlich nur noch die materielle Basis für die These von der matriachalen Frühzeit (Wagner-Hasel 1992, 308).

Entstanden ist das Konzept von der gynaikokratischen oder matriachalen Frühphase der Menschheitsgeschichte aus dem Geist der Modernitätskritik. Den Vorrang des Allgemeinwohls vor dem Eigennutz verband Bachofen mit der Phase der Frauenherrschaft; die Friedlichkeit der minoischen Kultur, die Evans behauptet hatte, wurde vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg zum beherrschenden Merkmal des Matriarchats auf Kreta. Ein Leben im Einklang mit der Natur stellten sich feministische Autorinnen wie die Philosophin Heide Göttner-Abendroth in den 1980er Jahren vor, die sich in ihren Forschungen auf die Untersuchungen der baltisch-amerikanischen Vorgeschichtsforscherin Marja Gimbutas stützte (Wagner-Hasel 1992, 318–323). Diese Verknüpfung des minoischen Kreta mit einer Idealwelt ist umso erstaunlicher, als antike Historiker die Kreter als notorische Seeräuber und Lügner ansahen und für spätere Jahrhunderte durch zahlreiche Inschriften ein dauernder Kriegszustand zwischen Knossos und seinen Nachbarstädten, vor allem dem im Süden gelegenen Gortyn, belegt ist (Chaniotis 1996). Inzwischen haben sich auch die meisten Archäologen von dem Bild des friedlichen Reichs des Minos verabschiedet, weil sie Kriegergräber entdeckten und an Kultstätten Hinweise auf Menschenopfer fanden (Fitton 2004, 89–92 und 121). Allerdings ist eine Partizipation von Frauen an Herrschaftsfunktionen nicht auszuschließen. Dafür spricht vor allem die Neudeutung des Thronraumareals und der Freskenabbildungen.

Der Lilien-
prinz

Mit der Rekonstruktion der bruchstückhaften Freskenmalereien an den Wänden der ausgegrabenen Gebäude hatte Evans den

Schweizer Jugendstilmaler Emile Gilliéron beauftragt, der von seinem Sohn Edouard unterstützt wurde. Emile Gilliéron, der in Athen ansässig war, hatte sich auf archäologische Themen spezialisiert und vertrieb Nachbildungen antiker Kunstwerke. Die Künstler orientierten sich bei der Rekonstruktion zwar an anderen Abbildungen, die auf Siegeln zu finden waren, sie ergänzten aber auch nach eigenem künstlerischen Empfinden, das vom Jugendstil geprägt war. Der Zeitgeist rekonstruierte also mit. Das betrifft vor allem den Lilienprinzen (siehe »Bildquellen« unter www.campus.de).



Archäologen nehmen heute an, dass die Figur des Lilienprinzen, in der Evans den Priesterkönig zu erblicken meinte, aus Bruchstücken verschiedener Figuren zusammengesetzt ist und es einen Lilienprinzen überhaupt nicht gab. Wolf-Dietrich Niemeier, Experte für die ägäische Bronzezeit, hat die Fund- und Deutungsgeschichte der Fresken genau rekonstruiert. Anhand der Grabungsberichte von Evans und dessen Assistenten Duncan Mackenzie lässt sich feststellen, dass die Fragmente zwar an einem Ort, in einer südlich des Zentralhofes gelegenen Kammer, entdeckt wurden, aber in unterschiedlichen Tiefen und zu unterschiedlichen Zeitpunkten. Da kein Fresko nur eine Person darstellt, nimmt er an, dass auch die Fragmente des Lilienprinzen eigentlich zu unterschiedlichen Personen gehörten. Nach Niemeier gehört der Kopfputz entweder zu einem weiblichen Körper oder zu einer Sphinx, das Beinfragment und das Schulterfragment dagegen ordnet er zwei verschiedenen männlichen Figuren zu (Niemeier 1987; Röder 1996, 325). Die Revision macht sich vor allem an der Armhaltung fest und sucht nach ikonographischen Parallelen in der minoischen Kunst, vor allem auf Siegeln, die es zu Hunderten und Tausenden gibt. In der ersten und wahrscheinlichsten Lösung wird die Federkrone von einer weiblichen Person getragen, die ebenso wie der schreitende Mann entweder als Verehrerin (Adorantin) des Gottes oder als dessen Priesterin aufzufassen ist. Eben dieser Priesterin begegnen wir auch im sogenannten Thronraum.

Der Evans'sche Thronraum, der im nördlichen Teil des Westflügels liegt, ist ebenfalls neu interpretiert worden. Der kleine Raum wird durch einen Vorraum betreten, der sich zum Zentralhof öffnet, aber etwa 50 Zentimeter unter dessen Niveau liegt. An der Nordwand des zweiten Raumes steht ein Stuhl mit separat gearbeiteter

Der Thronraum:
Sitz einer
Priesterin

Lehne, flankiert von Bänken aus Gipsstein – eben der ›Thron‹. Der steinerne Sitz ist von Freskenmalereien umrahmt, die Greifen oder Löwen darstellen. Eine Balustrade gegenüber dem Thron trennt den Raum von einem Lustralbecken, das über eine Treppe zugänglich ist. Im Westen und Norden schließen sich Räume an, die zum Teil Magazinräume darstellen. Evans hatte diesen Bereich des Gebäudekomplexes ursprünglich als Teil des alten Palastes gedeutet, später aber aufgrund von Keramikfunden in die zweite Hälfte des 15. Jhs. datiert. Seine Nachfolger gehen von verschiedenen Bauphasen zwischen dem 18. und 14. Jh. v. Chr. aus.

Nach Wolf-Dietrich Niemeier handelt es sich nicht um einen Thronraum des »Lilienprinzen«, sondern um einen Kultraum. Lustralbecken und Thronraum hätten ursprünglich als Kulthöhle fungiert, in der Opferhandlungen durchgeführt worden seien, ehe der Raum zum Ort eines Epiphaniekultes geworden sei. Auf dem sogenannten Thron vermutet Niemeier eine Priesterin. Diese Deutung geht auf Forschungen von Helga Reusch aus den 1950er Jahren zurück. Sie hatte aufgrund von Siegelabbildungen argumentiert, dass der Thron von einer weiblichen Person eingenommen worden sei. Die Archäologin hatte Siegelbilder mit den Motiven der Wandmalereien im Thronraum verglichen und frappierende Gemeinsamkeiten festgestellt. Auf den Siegeln bilden Greifen und Löwen stets Begleiter von Göttinnen; daraus folgerte sie, dass diese Anordnung auch für den Thronraum gegolten habe. Die griechische Archäologin Nanno Marinatos und Wolf-Dietrich Niemeier, die sich dieser Meinung angeschlossen haben, verweisen darüber hinaus auf Vergleichsmaterial aus anderen Teilen der Anlage sowie aus anderen Ausgrabungsstätten wie Akrotiri auf Santorini. Ein Fresko aus Akrotiri auf Thera (Santorini) – der Ort wurde bei einem Vulkanausbruch um 1500 v. Chr. verschüttet – zeigt eben eine solche Szene: Hier ist es eine weibliche Person, die auf einem erhöhten Sitz thront und weibliche Gabenspenderinnen sowie einen blauen Affen empfängt. Auch das Prozessionsfresko im Westkorridor des Palastes von Knossos zeigt eine weibliche Person als Empfängerin von Gaben (Niemeier 1986, 87; Marinatos 1989, 153–156; Röder 1996, 335). Niemeier meint, dass die Göttin von einer Priesterin verkörpert wurde, die in den hinteren Räumen die Kleider der Gottheit anlegte, um dann durch eine Tür

an der Stirnwand des Thronraumes den Adoranten zu erscheinen (Niemeier 1986; Maran/Stavrianopoulou 2007).

Eine religiöse Deutung haben auch die eingangs beschriebenen Miniaturfresken, das Olivenhainfresko und das Tempelfresko (dreischiffiges Heiligtum), erfahren. Beide Fresken gehörten zu dem Fries eines Raumes, der am nördlichen Ende des zentralen Hofes lag und nach Evans einen Schrein beherbergte. Nanno Marinatos vermutet in den dargestellten Personen Teilnehmer einer Initiationszeremonie. Ihre Argumentation lautet: Auf den Bildern sind Männer- und Frauenköpfe deutlich zu unterscheiden. Frauenköpfe sind weiß, Männerköpfe sind rot dargestellt. Die beiden getrennten Gruppen hält sie für Initianten, erkennbar an den geschorenen Haaren. Denn Haarschur ist ein Merkmal antiker Initiationsriten, womit ein Statuswechsel markiert wird. Einige Frauen im Vordergrund, die detailliert ausgeführt sind, stellen ihrer Meinung nach diejenigen dar, die diese Initiation leiten. Sie tanzen nicht, wie Evans annahm, sondern schreiten vermutlich auf einen Schrein zu. Ort des Geschehens war vermutlich der Westhof (Marinatos 1987).

Miniaturfresken

Was hat nun der Ausgrabungsbefund mit der Sage von Europa und ihrem Sohn Minos zu tun? Denn zeitlich gehören Mythos und Ausgrabungsbefund nicht zusammen. Vom Europamythos wissen wir aus schriftlichen Quellen der Mitte des ersten Jahrtausends v. Chr. Die baulichen Befunde gehören nach den hier vorgestellten Datierungsmöglichkeiten aber ins zweite Jahrtausend v. Chr. Von tatsächlichen historischen Ereignissen erzählt der Mythos nichts. Der gemeinsame Nenner liegt auf ritueller Ebene. Sowohl der Mythos als auch die Fresken handeln vom Ritual der Initiation.

Das Wort Mythos selbst ist griechischer Herkunft und meint der Wortbedeutung nach zunächst nichts anderes als das Wort, die Rede. Das bedeutet auch das griechische Wort *lógos*, das zusammen mit *mýthos* den modernen wissenschaftlichen Begriff Mythologie (Lehre von den Mythen; Gesamtheit der überlieferten Mythen) bildet. Der Unterschied liegt in der Art der Rede. *Lógos* steht seit dem 5. Jh. v. Chr. für die beweisführende, argumentierende Rede, wie sie in den politischen Gremien der antiken Gemeinwesen, in der Volksversammlung, im Rat, in den Gerichtshöfen, verwendet wird. Mit *mýthos* ist dagegen die bildhafte Rede gemeint, die auf Affekte

Der Begriff des Mythos

zielt und unterhalten will. So sahen es jedenfalls die Historiker seit dem 5. Jh. v. Chr., die sich mit ihrer Art der Darstellung von Mythen abgrenzten (Thukydides 1,22,4; Polybios 2,56,7–12). Die bildhafte Rede ist stärker als die beweisführende Rede an den mündlichen Vortrag gebunden und wirkt durch Rhythmus, Klang und durch die Suggestionskraft der Bilder, die beim Vortrag vor dem inneren Auge des Publikums entfaltet werden. Dies geschah in der Antike beim mündlichen Sängervortrag epischer Stoffe, die von Göttern und Heroen (Halbgötter) handeln, bei der Tragödienaufführung, beim Chorlied. Wir verwenden heute den Begriff Mythos für eben diese Inhalte, für Erzählungen von Göttern und Heroen, und deshalb auch für unglaubwürdige Geschichten, aber nicht mehr für die Form der Rede (Nestle²1975, 1–20; Vernant 1987, 194; Graf³1991).

Mythen- forschung

Mythendeutungen unterlagen in den letzten 200 Jahren einem ständigen Methodenwechsel. Während man bis ins 18. Jh. hinein hinter mythischen Erzählungen versteckte moralische oder physikalische Wahrheiten vermutete (Graf 1991, 19), stand das 19. Jh. im Zeichen neuer Ansätze, die bis heute wirksam sind. Jean-Pierre Vernant unterscheidet drei Schulen der Mytheninterpretation im 19. Jh.: (1) die Schule der vergleichenden Mythologie und (2) die anthropologische Schule von Cambridge, zu der James George Frazer und Jane Ellen Harrison gehören, sowie (3) die philologisch-historische Methode, die auch als Methode des historischen Positivismus bezeichnet wird. Letztere ist mit der Suche nach einem historischen Kern verbunden; dem Mythos wurde die Funktion zugeschrieben, einen historischen Vorgang oder einen Ritus zu begründen. Man nennt dies eine aitiologische Funktion (von gr. *aition* = Ursache, Grund). Versucht wird dabei, eine Urform des Mythos zu ermitteln, der man den aitiologischen Charakter zuschreiben kann. Der anthropologischen Schule von Cambridge galten Mythen vornehmlich als Erklärung für Riten. Die in den Ritualen praktizierten Formen sympathetischer Magie werden fast ausnahmslos auf agrarische Prozesse oder auf menschliche Fruchtbarkeit bezogen (Schlesier 1994). Ordneten die Vertreter der Schule von Cambridge diese Praxis einer primitiven Evolutionsstufe zu, so wurde in der dritten Richtung, in der vergleichenden Mythologie, versucht, eine Urform des Mythos bestimmten Völkern oder Volksgruppen zuzuschreiben. Sie ist mit dem Namen

Friedrich Creuzer verbunden (1771–1858), der einen Vorrang der indischen Mythologie annahm (Zinser 1992). Das 20. Jh. brachte den Siegeszug psychologischer, funktionalistischer und strukturalistischer Erklärungsansätze. Mit dem psychologischen Ansatz wurde die Suche nach den Ursprüngen des Mythos von der Entwicklungsgeschichte der Menschheit in die Entwicklungsgeschichte des Individuums verlagert. Der Mythos wurde als Ausdruck der inneren, verdrängten Erfahrung der Psyche gedeutet, als Ausdruck unbewusster Wünsche oder des kollektiven Unbewussten. Das bekannteste Beispiel dürfte die Deutung des Ödipus-Mythos durch Sigmund Freud sein. Der aufgrund eines Orakelspruchs ausgesetzte thebanische Königssohn Ödipus, der unwissentlich seinen leiblichen Vater erschlägt und in Unkenntnis seiner Herkunft die eigene Mutter heiratet, wurde von Freud als Verkörperung verdrängter Triebwünsche verstanden. In der strukturalistischen Mythendeutung, die von Claude Lévi-Strauss (1908–2009) begründet wurde, geht es um die Ermittlung von binären Strukturen wie »Kultur–Natur«, »roh–gekocht«, »männlich–weiblich«, die keine spezifisch historische Aussage machen. Dagegen werden in der funktionalistischen Mythendeutung, die Bronislaw Malinowski (1884–1942) bei seinen Studien zum religiösen Denken der Trobriander in der Südsee entwickelte, die sozialen Zusammenhänge betont und dem Mythos eine *social charta*-Funktion zugeschrieben. Nach jüngeren Revisionen dieses Ansatzes erfüllten Mythen diese *social charta*-Funktion eben nicht durch die Abbildung einer idealen Ordnung, wie dies für das Ritual gelten kann (Waldner 2000, 30), sondern indem sie Konflikte und Widersprüche thematisierten. Einigkeit besteht inzwischen, dass Mythen einem Anpassungsdruck an die jeweilige soziale Umwelt ihrer Zuhörerschaft unterliegen, der zu einer ständigen Reorganisation der mythischen Inhalte führt. Diese lässt jedes Forschen nach einem Ur-Mythos zu einer Suche nach einer Fata Morgana gerinnen. Bei der Analyse von antiken Mythen werden meist verschiedene, ritualistische, strukturalistische und funktionalistische Deutungsansätze kombiniert (Zinser 1992). Hinzu kommen konstruktivistische Ansätze, die vor allem von Althistorikern benutzt werden, die sich mit der politischen Instrumentalisierung von Mythen und deren identitätsstiftender Funktion beschäftigen (Gehrke 1994; 2004).

Götterwelt

Unser Wissen von den Götter- und Heroenerzählungen stammt vorwiegend aus den Epen Homers, die wahrscheinlich in der Zeit zwischen dem 8. und 6. Jh. die uns heute bekannte Fassung erhielten. Vom Werden dieser Götterwelt erzählt der frühgriechische Dichter Hesiod in seiner *Theogonie* (Götterentstehungslehre), die etwa zur gleichen Zeit wie das Homerische Epos entstand. Auch schildert Hesiod die Verbindungen von Göttern mit sterblichen Menschen, aus denen das Heroengeschlecht entstand. Hier dominiert das Geschlecht der olympischen Götter, nachdem Zeus, der Sprössling des Kronos und der Rhea, der Herrschaft des göttlichen Geschlechts der Titanen ein Ende bereitet hatte. Während die Titanen vor allem kosmische und soziale Wirkkräfte repräsentieren, die Zeit (Kronos), den Himmel (Uranos), das Recht (Themis), stehen die olympischen Götter vorwiegend für Handlungsfelder und Lebensrhythmen der Menschen: Krieg (Ares), Handwerk (Athena und Hephaistos), Ackerbau (Demeter) sowie Geburt, Liebe (Aphrodite), Heirat (Hera), Tod (Artemis und Apollon). Zeus tritt vielfach in der Rolle des Schiedsrichters auf; seine Gattin Hera ist für die eheliche Verbindung zuständig. Hephaistos, der Sohn der Hera, fungiert als göttlicher Schmied. Seine Gattin Aphrodite weckt das erotische Begehren, ihr Liebhaber Ares hingegen die Kriegslust. Dessen weibliches Pendant ist Athena, die aus dem Haupt des Zeus entsprungene göttliche Kriegerin, die auch für das Handwerk der Frauen, für die Textilarbeit, und für das Gedeihen des Ölbaums zuständig ist. Das Geschwisterpaar Artemis und Apollon, das ebenso wie Athena im Stadium der Jugend verharrt und unverheiratet bleibt, wird bei Übergängen konsultiert, bei der Geburt, beim Tod, bei Initiationsriten. Hinzu kommen die Bereiche des Außerhäuslichen, die Jagd, die Viehzucht sowie das Orakelwesen als ihre Kompetenzbereiche. Die Verantwortung für das Wachsen des Getreides untersteht der Göttin Demeter und ihrer Tochter Persephone, der Gattin des Hades. Dionysos sorgt für das Wachsen der Weinreben; Hermes, der göttliche Bote, geleitet Menschen und Herden. Auch herrschen die olympischen Götter über kosmische Räume, Wasser und Luft, Helligkeit und Dunkelheit: Wacht Zeus über das Himmelshelle, so haben seine Brüder Poseidon »die graue Salzflut«, das Meer, und Hades das »neblige Dunkel«, die Unterwelt, als Herrschafts-

bereiche. Diese Erzählungen vom Wirken der Götter und Heroen wurden über Jahrhunderte weiter getragen und seit dem 2. Jh. v. Chr. in Handbüchern festgehalten (Buxton 2004, 194–199; Graf 1991).

In einem mythologischen Handbuch des Apollodoros aus dem 2. vorchristlichen Jahrhundert wird die Begegnung von Zeus und Europa geschildert: »In sie hatte sich Zeus verliebt, verwandelte sich in einen Rosenduft ausatmenden zahmen Stier, nahm sie auf den Rücken, trug sie durch das Meer und brachte sie nach Kreta. Nachdem er dort mit ihr geschlafen hatte, gebar sie Minos, Sarpedon und Rhadamanthys« (Apollodoros, *Bibliothèque* 3,1–3). Von diesen Söhnen des Zeus und der Europa bleibt diesem Mythos zufolge nur Minos auf Kreta: Sarpedon wird Herrscher von Lykien in Kleinasien, Rhadamanthys geht nach Boiotien in Mittelgriechenland. Minos wird König und Gesetzgeber von Kreta. Sein Schutzgott aber ist nicht Zeus, sondern dessen Bruder Poseidon, der Herrscher der Meere. Minos heiratet Pasiphaë und bekommt zahlreiche Nachkommen, darunter Ariadne, die eine wichtige Rolle für den weiteren Verlauf der Erzählung spielen wird. Weil er dem Gott Poseidon nicht – wie versprochen – einen weißen Stier opfert, lässt der Meerese Gott in Pasiphaë die Begierde nach eben diesem Stier wachsen. Mit Hilfe des Baumeisters Daidalos, der eine hölzerne Kuh baut, die mit einem echten Kuhfell bezogen wird, kann Pasiphaë ihre Gelüste befriedigen. Verborgen in der innen ausgehöhlten Kuh, gelingt die Paarung und Pasiphaë gebiert den Minotauros. »Dieser hatte das Gesicht eines Stieres, war aber sonst ganz wie ein Mann. Minos schloß ihn wegen gewisser Orakelsprüche in das Labyrinth ein und bewachte ihn so. Es war das Labyrinth, das Daidalos geschaffen hatte, ein Bauwerk mit vielfach gewundenen Gängen, das den Ausgang verwirrte« (Apollodoros, *Bibliothèque* 3,11). In dieses Labyrinth nun werden sieben junge athenische Frauen und Männer gesperrt, die den Athenern als Tribut auferlegt waren. Unter den Auserwählten der dritten Tributzahlung – sie war alle neun Jahre fällig – ist der athenische Kulturheros Theseus, in den sich Ariadne, die Tochter des Minos, verliebt. Sie verrät ihm den Ausgang des Labyrinths, indem sie ihm einen Faden gibt, den er an der Tür befestigt und hinter sich her zieht. »Im entlegensten Teil des Labyrinths traf er den Minotauros und tötete [...] ihn mit Faustschlägen; indem er den Faden aufwickelte,

Der Europa-
mythos